

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zum
 „Südungarischen Lloyd“.

N. 13. 1884.

Die Gewalt der Wahrheit.

Erzählung
 von
 Ludwig Sablitz.
 (Schluß.)



Ich mußte für den Bruder in's Zuchthaus wandern, damit war ich ihm am besten aus dem Wege geräumt und nun konnte er Stephanie für sich gewinnen!" murmelte der bleiche, düstere Mann ingrimmig vor sich hin. "Und niemals hat ihn der Gedanke gequält: Du genießest die Freiheit und alles Lebensglück — und ein Unschuldiger — Dein eigener Bruder sitzt für Dich im Zuchthause. — Und das Alles hätte ich ihm verziehen und freudig für ihn gelitten und geküßt, aber daß er meine Gefangenschaft dazu benutzt hat, um mir meine Stephanie zu entwenden und an ihrer Seite das sonnigste Dasein zu führen — das ist zu viel! O, warum hab' ich ihn nicht für diese unerhörte Schurkerei bezahlt und vernichtet. Warum ließ ich mich von den bittenden Augen des theuren, unvergeßlichen Weibes beschwachen und davon abhalten, den Glenden zu zerschmettern, wie ich gewollt. — Nun lebt er ruhig an ihrer Seite weiter; er hat den Schrecken längst überwunden, den ihm mein plötzliches Erscheinen eingeflößt und heimlich lacht sich der schlaue Rechner in's Häuschen; er hat ja in seiner ruhigen, bedächtigen Weise Alles erreicht, und seitdem der wilde, tobsüchtige Bruder wieder verschollen ist, sieht nichts mehr sein süßes Glück..."

Georg Ellbach knirschte mit den Zähnen und starrte wild und finstern in die Abenddämmerung hinaus, die jetzt über der einsamen Landschaft lag.

Aus seinem düstern Brüten und Sinnen wurde er durch das Gebell des Hundes aufgeschreckt, und jetzt ließ sich das Rollen eines Wagens vernehmen. Wer konnte ihm in dieser Stunde noch einen Besuch abstatten? Vielleicht war es irgend ein Reisender, der sich bis in diese einsame Gegend verirrt.

In seinem weltverlorenen Dasein war die Ankunft eines Fremden immerhin ein Ereigniß, und wie sehr auch Georg soeben noch mit der qualvollen Vergangenheit beschäftigt war, er blickte jetzt doch neugierig auf und suchte, trotz der bereits herrschenden Dunkelheit, die Ankömmlinge zu erforschen. Auf dem kleinen Gefährt saßen zwei Personen; seltsam genug, die eine Reisende schien eine Frau zu sein. Er hatte sich nicht getäuscht. — Sie stieg jetzt schon vom Wagen und näherte sich dem Blockhause. Wie konnte es nur eine Frau wagen, zu so später Stunde noch diese menschenleere Gegend zu durchstreifen. — Das war entweder eine Abenteurerin oder eine Unglückliche, die von der Nacht überrascht worden und der nichts anderes übrig blieb, als bei ihm eine Zufluchtsstätte zu suchen. Rasch erhob er sich, um sie höflich zu begrüßen.

"Georg!" hörte er plötzlich sich anrufen. — Durfte er seinen Sinnen trauen? Die Stimme erkannte er nur zu gut, er würde sie unter Tausenden erkannt haben; ... aber wie kam sie hieher? — Das war ja gar nicht möglich! ... Seine erhitzte Phantasie spielte ihm plötzlich einen Streich und gaukelte ihm ein Trugbild vor. — Die unvergeßliche Jugendgeliebte war durch das Weltmeer und Tausende von Meilen von ihm getrennt, und doch — war es nicht ihre schlank, hohe Gestalt, die aus dem Dunkel auftauchte und ihm immer näher trat?

"Georg!" wiederholte die Fremde und im nächsten Augenblick ruhte sie an seiner Brust. Nein, das war kein Trug! ... Er hielt das theure, angebetete Weib in seinen Armen, an das er zu allen Zeiten, auch in dieser Stunde gedacht. — Witten in all' seinem Elend hatte der Gedanke an die Heißgeliebte ihn aufrecht erhalten und ihn ermutigt, das Schlimmste zu tragen.

"Stephanie! Du bist es wirklich? O mein Gott, das ist zu viel! ..." Und der starke, festgefügte Mann, der den Qualen eines zwölfjährigen Zuchthauslebens standhaft getrotzt hatte, erbeblete im tiefen Jähren und schwanke wie ein Trunkener.

"Ja, ich bin es," entgegnete die Frau und ein seliges Lächeln ruhte auf ihrem Antlitz. "Seit einem Jahre irre ich überall in dem Westen Amerika's herum, um Dich zu suchen, und ich hätte nicht eher geraftet, als bis ich Dich gefunden." Sie schmiegte sich innig und zärtlich an ihn an.

Ellbach vermochte vor tiefer Bewegung kein Wort weiter hervorzubringen. Er hielt das geliebte Weib fest umschlungen, als fürchte er, es könne ihm im nächsten Augenblick wieder entrisfen werden.

"Nun bin ich für immer Dein, Georg!" flüsterte Stephanie. "O, ich konnte ja nicht ahnen, daß Hans gar so falsch und tödtlich war. — Er ließ mich in dem Wahne, Du seiest wirklich schuldig — und in meinem Herzen wandte ich mich von dem Mörder meines Bruders schauernd ab. Nun hatte der Glende leichtes Spiel. Er wußte, daß ich ihn nicht liebte; aber er verlangte nur nach meinem Besitz. Er forderte nur das Eine, Dich zu vergessen, Georg, und Dir zu schreiben, daß uns Deine Schuld auf immer getrennt habe und daß ich nie wieder einen Brief von Dir in die Hand nehmen sollte. So bekam er mich in sein Netz und erhielt mich in völliger Blindheit, bis Deine unerwartete Rückkehr mir plötzlich die Augen öffnete."

"Und wie bist Du ihm entgangen, da er noch immer so leidenschaftlich an Deinem Besitze hing?"

"Er hat längst seine schwere Schuld geküßt," antwortete Stephanie tonlos. "Am folgenden Morgen nach Deinem Besuch zogen Fischer seinen Leichnam aus dem Teich."

Georg schwieg eine Weile tief ergriffen, dann sagte er mit bitterem Lächeln: "Und nicht wahr, auf den entlassenen Züchtling fiel der Verdacht, auch seinen Bruder ermordet zu haben?"

Sie nickte nur zustimmend mit dem Kopfe. "Und Du, Stephanie, Du theilst nicht diesen Argwohn? Du glaubst mir?" und er schlang seine Arme um ihren Hals.

Sie blickte ihm mit vollster Innigkeit in die Augen: "Hab' ich nicht Deinem Wort geglaubt, als Du vor Hans hintratest und ihm Deine Anklage zuschleudertest, daß nicht Du, sondern er der Schuldige gewesen. Ich sah Hans erleichen, unter der Gewalt der Wahrheit wie ein Rohr zusammenknicken, und ich wußte, daß aus Deinem Munde noch keine Lüge gekommen war."

"O, wie danke ich Dir für Dein grenzenloses Vertrauen, Du machst damit Alles, viele Jahre namenloser Qualen wieder gut."

Nun erzählte Stephanie ihre Erlebnisse seit jener verhängnißvollen Stunde. Wie sie ihrem Manne entschieden erklärt, daß sie seit dieser Entdeckung ein Abgrund von ihm trenne, wie sie fest geblieben trotz all' seiner Bitten und Beschwörungen, und Hans dann endlich verzweifelt hinausgestürzt sei, um nicht mehr lebend wieder zu kommen.

"Wohl bereue ich nicht meine Härte," setzte Stephanie leise hinzu, die von der Erinnerung an jene furchtbaren Erlebnisse noch einmal tief erschüttert wurde, "aber wir wollen dem Unglücklichen verzeihen, der seine schwere Schuld, wenn auch noch so spät, abgeküßt hat."

"Ja, wir wollen ihm verzeihen," erklärte auch Georg in tiefer Bewegung.

"Die Macht der Wahrheit hat ihn zerschmettert," begann Stephanie von Neuem. "Und nun konnte ich nicht mehr ruhen und rasten, ich mußte Dich auffuchen, um Dir zu sagen, daß mein Geschick mit dem Deinen unaufsätzlich verflochten ist und ich keinen anderen Wunsch kenne, als die Wunden zu heilen, die das Leben Dir geschlagen hat."

"O meine einzige, angebetete Stephanie," jubelte Georg und hielt sie innig umschlungen. "Aber wo nimmst Du den Muth her, mich bis in diesen öden, verlassen Winkel zu verfolgen?"

"Mit dem Muth, den die echte Liebe gibt, hab' ich allen Gefahren getrotzt," entgegnete sie lächelnd. "Du hattest an jenem Abend gesagt, daß Du fortan Dich im Westen Amerika's begraben würdest und ich wußte wenigstens, wo ich Dich zu suchen hatte. Wochte man mich immerhin als Abenteurerin betrachten — ich streifte dennoch rastlos von Ort zu Ort, denn in mir lebte die Hoffnung, das Schicksal müsse mir die eine Genugthuung gönnen, Dich wiederzufinden."

„Wie Recht Du hast! Was wäre der wahren Liebe unmöglich!“ rief Georg mit freudig erhobener Stimme aus. „Und nun haben wir uns wieder und die Nacht wird zum hellen Tag!“

Georg Elbach gab rasch entschlossen seine kleine Befizung auf. Er siedelte sich mit der Jugendgeliebten in einer bereits kultivirteren Landfläche Amerika's an und Lage des Glückes, des vollsten Sonnenscheins ruhten fortan über den Glücklichen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Erstigung der Cheopspyramide. (Mit Abbildung) — Die größte der berühmten drei Pyramiden von Gizeh bei Kairo ist die um 3095 v. Chr. erbaut, 227,5 Meter hohe Cheopspyramide, welche häufig von Touristen erklettert wird.

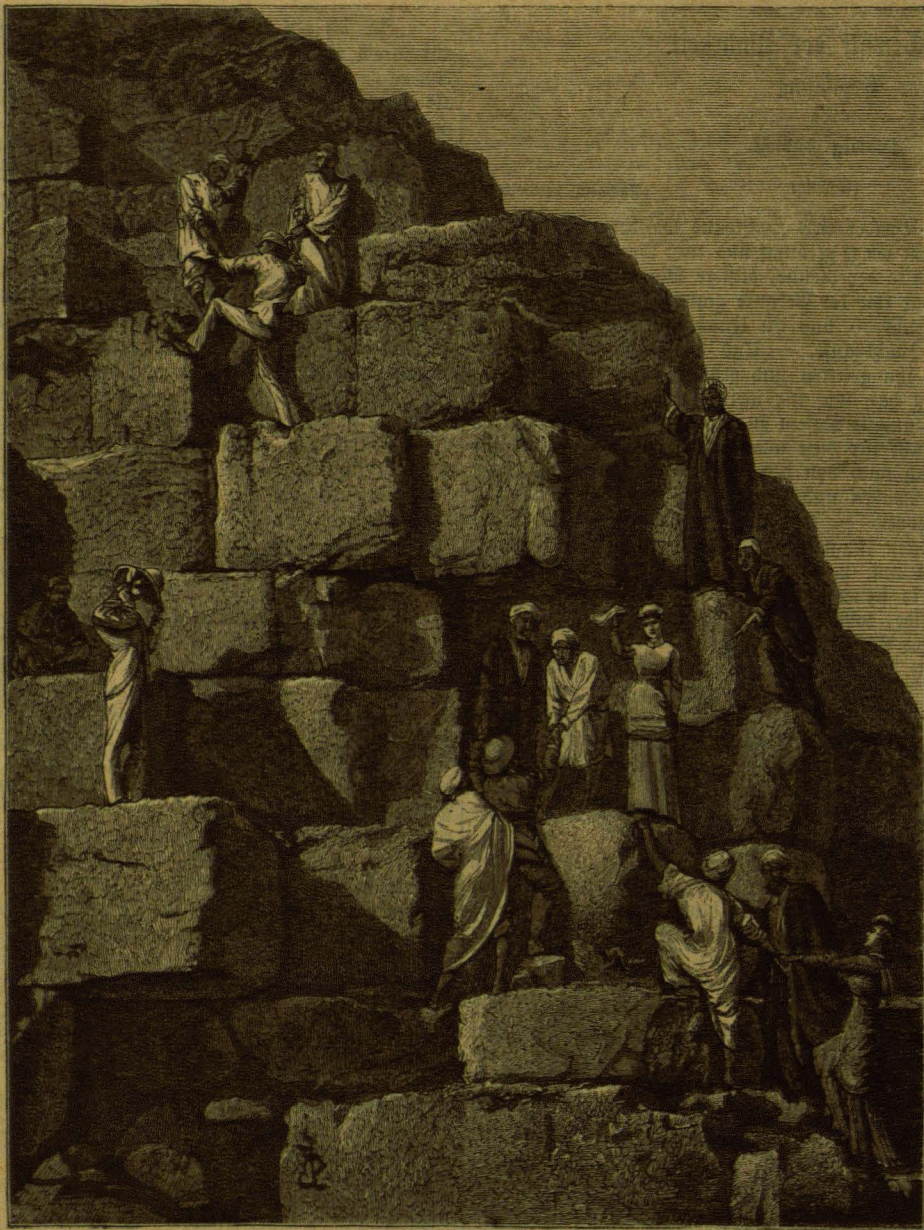
Uniere nebenstehende Illustration veranschaulicht eine solche Erstigung der Cheopspyramide, deren Seitenwände keineswegs so glatt sind, wie sie sich aus der Entfernung gesehen darstellen. Im 14. Jahrhundert haben nämlich Araber die polirten Granitblöcke, welche ursprünglich die äußere Bekleidung bildeten, weggebrochen, so daß nun das innere Steinwerk eine Art von Treppe bildet, die freilich unbequem zu ersteigen, da jede Stufe 3 bis 5 Fuß hoch ist. Trotzdem ist eine Besteigung nicht allzu schwierig, da die den Fuß der Pyramiden stets umlagernden Fellaß in der auf unserem Bilde dargestellten Weise sehr gewandt die erforderliche Hilfe zu leisten wissen, so daß man in etwa 20 Minuten den Gipfel erreicht. Die Spitze der Cheopspyramide ist zerbröckelt, so daß hier eine Art Terrasse entstanden, von der aus man mit aller Bequemlichkeit die herrliche Aussicht auf das Nilthal, Kairo u. s. w. genießen kann.

Die olympischen Spiele. (Mit Bild auf S. 51.) — Die berühmten olympischen Spiele fanden in Griechenland seit den ältesten Zeiten statt, wurden aber erst in jener Periode von allgemeiner Bedeutung für alle Hellenen, als die Spartaner die Oberherrschaft im Peloponnes, dem auch die Landschaft Elis mit der Stadt Olympia angehörte, errungen hatten, und Lykurg und Iphitas jene feierlichen Wettkämpfe neu organisirten. Seit 776 v. Chr. wurden die Namen aller Sieger aufgezeichnet, und mit jenem Jahre beginnt auch die griechische Zeitrechnung nach Olympiaden, deren jede immer die vier Jahre von einem Feste bis zum folgenden in sich schloß. Jene Feste dauerten selbst nach dem Untergange der griechischen Freiheit noch fort und fanden ihr Ende erst 394 n. Chr. Die olympischen Spiele dauerten mit Einschluß der Preisvertheilung jedesmal fünf Tage, vom 11. bis zum 16. Tage des heiligen Monats zur Zeit der Sommerwende. Sie umfaßten: Wettkampf, Wettsprung, Ringen, Diskoswerfen, Speerwerfen, später noch Faustkampf, Wettfahren und Wettreiten; seit der 80. Olympiade wurden auch Vorträge gehalten und Dichtwerke recitirt. Die Sieger wurden mit den höchsten Auszeichnungen geehrt und ihnen bei der Rückkehr in die Heimath ein feierlicher Einzug bereitet. Unser Bild auf Seite 51 zeigt einen solchen Empfang eines Siegers in seiner Vaterstadt. Auf einem vorn mit dem Bilde der Siegesgöttin gezierter, von edlen Koffen gezogenen Wagen hält der Glückliche seinen Einzug in die Stadt, deren ganze Bewohnerchaft vor das Thor geeilt ist, um ihn, auf den Alle stolz sind, zu begrüßen.

Die Blutrache bei den Arawaken. — In den Urwäldern Guyana's

und am Orinoko haust der Indianerstamm der Arawaken, ein Volk von braunrothen Wilden, deren Sitten und Gewohnheiten sehr sonderbar sind. Ist Einer von ihnen gestorben, so veranstaltet der Stamm zur Leichenseier ein sehr großes Festgelage — denn sie verstehen es, aus Baumjaß ein berauschendes Getränk zu bereiten, das sie „Laiwar“ nennen — und wenn sie dann Alle betrunken sind, traktiren sie sich gegenseitig mit Weitschensteben um die Waden, und zwar so nachdrücklich, daß es nachher oft längere Zeit dauert, bis die verwundeten Weine wieder geheilt sind. Bei solchen Gelegenheiten erscheint auch der Teufelsbeschwörer oder Zauberer — „Bogaier“ genannt — um unter größten Ceremonien zu untersuchen, ob der Teufel „Zawabi“ den Tod des Stammesgenossen veranlaßt habe, oder ob derselbe von irgend einem Feinde vergiftet worden sei. Erstört er, das Erstere sei der Fall, der Teufel Zawabi habe den Mann getödtet, so herrscht allgemeine Zufriedenheit. Man hält den Todten in seine Matte und begräbt ihn mit seinen Fischangeln, Speeren, Bogen, Pfeilen und anderem Jagdgeräth. Die Hütte, in welcher er starb, wird verbrannt und

seine Familie siedelt sich anderwärts an. Wenn aber der Bogaier behauptet, daß ein Feind den Todten vergiftet habe, so füllt man einen Kessel mit Wasser und allerlei giftigen Kräutern und setzt denselben über das Feuer. Man läßt die Brühe heftig kochen, und wenn sie dann schäumend an einer Seite des Kessels überwallt, so wird dadurch die Richtung angedeutet, nach welcher hin der Mörder gesucht werden muß. Der Beschwörer macht von Neuem wunderliche Grimassen, verschluckt eine widerliche Suppe von gefochten Labaktsblättern, verfällt in Konvulsionen und offenbart dann als Wahrlager den Wohnort und Namen des angeblichen Mörders, der wohl in den meisten Fällen ganz unschuldig ist. Doch die beim Begräbnisse Anwesenden sind festest von der Wahrhaftigkeit der Behauptung des Zauberers überzeugt, und sie stoßen ein wildes Rachegeschrei aus, daß der Urwald davon widerhallt. Der nächste männliche Anverwandte des Verstorbenen ist jetzt zur Blutrache verpflichtet. Er bemalt fragenhaft sein Gesicht, setzt eine phantastische Mütze von Vogelfedern auf den Kopf, bewaffnet sich mit seinem Bogen und vergifteten Pfeilen und umschleicht nun Tage, ja selbst Wochen lang das bezeichnete Schlachtopfer, bis er den Arglosen allein im Walde trifft und die günstige Gelegenheit bemerkt, dem Unglücklichen einen vergifteten Pfeil in den Rücken zu schießen. Das Opfer fällt, windet sich in schrecklicher Pein und stirbt. Der Bluträcher schleppt die Leiche in's Gebüsch und vercharrt sie dort. In der dritten Nacht



Eine Erstigung der Cheopspyramide.

aber kehrt er zurück zum Grabe des Ermordeten und schießt seinen Speer so hinein, daß er damit den Leichnam durchbohrt. Ist ihm das gelungen und die Speerspitze dabei blutig geworden, so leckt er das Blut ab und geht dann zufrieden nach seiner Hütte. Er hat nach seiner und der übrigen Stammesgenossen Meinung auf's Beste seine Racherpflicht erfüllt. Bisweilen kommt es vor, daß der vom Beschwörer bezeichnete angebliche Mörder eine Frau oder gar ein Kind ist. Dann beschleicht der Bluträcher das unglückliche Opfer und sucht es an einem einsamen Ort zu locken, wo er es zu Boden wirft, ihm gewaltsam den Mund aufreißt und ihm die Zähne einer Giftschlange, die er zu solchem grausamen Zweck lebend mitgebracht hat, in die Zunge drückt. Darauf läßt er das vergiftete arme Geschöpf frei, das vielleicht noch Kräfte genug hat, um nach Hause zu taumeln, aber den Seintigen nicht angeben kann, wer der Thäter gewesen, denn die durch den Schlangengiß vergiftete Zunge entzündet sich so gleich und schwillt so furchtbar an, daß das Opfer der Blutrache nicht mehr zu sprechen vermag und nach einigen Stunden unter gräßlichen Qualen vercheidet. Diese schrecklichen Thaten berichtet ein Missionär, der sich kenne, die

die Arawaken zum Christenthume zu befehren, was ihm auch bei Einigen gelang, die zu der vernünftigen Einsicht kamen, daß bei den trügerischen Gaukelereien des Vogaiers Keiner von ihnen seines Lebens sicher sei, und deshalb von dem Beschwörer Sawabi's nichts mehr wissen wollten.

Der berühmte Johnson und sein Vater. — Samuel Johnson, einer der hervorragenden englischen Schriftsteller und Gelehrten des 18. Jahrhunderts, war 1709 in Lichfield in Staffordshire als Sohn eines dürftigen Kleinhändlers geboren. Der schon ziemlich bejahrte und an einem Herzübel leidende Johnson zog mit einer Bude auf die Märkte der Ortschaften der umliegenden Gegend, indem er mit Schreibmaterialien handelte, um seinem Sohne die Mittel zum Studium in Oxford verschaffen zu können. Im Dezember 1637 — Samuel Johnson war damals gerade zu Hause und bereits 28 Jahre alt — war der alte Johnson besonders unwohl, und da es heftiges Schneegestöber war, so bat er seinen Sohn, für ihn mit der Bude, die den Lebensunterhalt der Familie bildete, nach Wallhall zu fahren, einer Stadt, die bisher immer einen guten Verdienst abgeworfen hatte. Der junge Gelehrte, der schon ganz den Wissenschaften lebte und in Oxford vergessen hatte, daß sein Vater ihm mit dürftigem Handel mühsam die Mittel zu seinen Studien erwarb, schämte sich des väterlichen Berufs und weigerte sich hartnäckig, zu gehorchen, aus Furcht, daß einer seiner Studiengenossen ihn hinter dem Markttische erblicken könnte. Seufzend fuhr der alte Mann selbst zum Markte, als er wieder kam, hatte sich sein asthmatisches Leiden so gesteigert, daß er sich niederlegen mußte, und nach zwei Tagen machte ein Herzschlag seinem Leben ein Ende. Am Sarge dankte, erkannte Samuel unter heißen Thränen sein schweres Unrecht, aber — es war zu spät. Da gelobte der junge Mann, alljährlich am 9. Dezember, dem Tage, an welchem er den Weihnachtsmarkt von Wallhall für den kranken Vater besuchen sollte, zu Fuß von Lichfield nach Wallhall zu gehen, um so des Unrechts, das er gegen den Vater gethan hatte, stets bewußt zu bleiben. Johnson kam nach London und wurde bald eine der ersten literarischen Größen Englands, wurde aber seit dem Tode des Vaters eigentlich niemals wieder froh, sondern blieb selbst in den heitersten Gesellschaften stets mürrisch. Bis an seinen Tod, der 1784 im Dezember erfolgte, hielt er treu sein Gelübde, das er am Sarge des Vaters geschworen hatte, indem er jedes Jahr am 9. Dezember von Lichfield nach Wallhall zu Fuß wanderte, und als er an diesem Tage des Jahres 1784 auf dem Todtenbette lag, erinnerte er sich desselben lebhaft und bedauerte einem seiner Freunde gegenüber, daß er zum ersten Male dasselbe verletzen müßte. Gewiß eine beherzigenswerthe Neue eines Mannes, dessen große Verdienste ihm das Thor der Westminsterabtei erschlossen und ihn unsterblich machten!

Das Einlager. — Im Mittelalter erforderte man bisweilen gar sonderbare Hilfsmittel, um nicht unter der Unzulänglichkeit der Gesetze und überhaupt bei der großen Mangelhaftigkeit der Rechtspflege Schaden zu leiden. Dahin gehörte das sogenannte Einlager (obstadium), eine Gewohnheit, die sich in der Mark Brandenburg bis in's 17. Jahrhundert erhalten hat. Wenn Jemand Geld lieb oder einen Vertrag einging, so versprach er oder sein Vürge für den Fall, daß an dem festgesetzten Termine die eingegangene Verbindlichkeit

nicht erfüllt werde, mit einer gewissen Anzahl Pferden und Bedienten sich in ein Gasthaus zu legen und so lange auf eigene Kosten zu zehren, bis entweder der Begner befriedigt oder das Einlager freiwillig erlassen werde. Bisweilen mußten sogar Fürsten in eigener Person sich dieser Demüthigung unterziehen. Der Kurfürst und Markgraf Ludwig der Römische ließ im Jahre 1254 von einigen Frankfurter Bürgern 235 Mark Silbers und machte sich für den Fall der Nichtbezahlung zum persönlichen Einlager nach Frankfurt anheischig. Nur die Geistlichen durften in solchen Fällen einen Ritter als Erlagmann für sich stellen. Das etwaige Ausbleiben des schuldigen Theiles aber gab dem Gläubiger das Recht, Schmähbrieve, Spottlieder und höhnißche Wälder gegen den

Wortbrüchigen an Kirchen, Rathhäusern, Galgen und Rad anzubringen. So ertheilte Fürst Johann Georg von Anhalt, als er im Jahre 1589 von den altmärkischen Landständen 30,000 Thaler borate, diesen ausdrücklich die Befugniß, ihn, falls er nicht pünktlich zurückzahlte, „an Kirchen, Kläusen, Rathhäusern und öffentlichen Orten mit Gemälden und Inschriften anzuschlagen, zu schmähen, zu schelten und bei Jedermann auf's Aergste auszurufen, wie solchen Leuten, die ihre ausgelegte Ehre, Brief und Siegel nicht einlösen, gebühre, daran Sie dann nichts gerevelt oder Unrecht gethan haben sollten.“ — Wegen verschiedener Mißbräuche wurde das Einlager zwar zu Ende des 16. Jahrhunderts verboten, erhielt sich aber stellenweise doch noch eine Zeit lang in Gebrauch. [B.]

Eine Erinnerung von der Insel Mull. — Auf der schottischen Insel Mull erzählt man sich noch heute folgendes erschütternde Ereigniß: Vor etwa zweihundert Jahren jagte das Haupt des Bezirks Maclean von Doolen mit einem Theile seiner Clanschaft Hirsche, und um seiner Frau eine Freude zu bereiten, hatte er sie mit seinem Sohne und dessen Wärterin mit auf den Jagdgrund genommen. Ein mächtiger Hirsch, von Hunden umgeben und mehr und mehr eingeengt, flog einem schmalen Felspasse zu, den ein tapferer Clansmann besetzt hatte, aber was konnte die Kraft eines Einzelnen gegen den Anprall des wildgehegten Thieres ausrichten? Der Hirsch rannte den Mann nieder und entfloß. Darüber geriet er ganz in der Nähe stehende Hühnfling in solche Wuth, daß er erst seinen Clansmann tödten wollte, dann aber ihn einen Schlag in's Gesicht verfehlte. Das Jächigen war für einen freien Schotten ehrenvoll, und so stark war der Rachebrand des Geschlagenen, daß er im Nu auf die Kindswärterin sprang, ihr das Kind entriß und damit schnell auf eine Klippe am Strande kletterte. Die Mutter schrie verzweifelt auf,

der Beleidigte drohte, bei der ersten Bewegung nach ihm das Kind in's Meer zu schleudern. Da bezwang sich der Hühnfling, bat dem Geschlagenen die Beleidigung ab und hieß ihn herabkommen. „Nur dann, wenn Ihr selber vor meinen Augen den Rücken dem Schläge darbietet!“ rief der Clansmann. Auch dazu verstand sich der um sein Kind gestängelte Vater: er befehl einem Knechte, ihn zu schlagen. „Nun komm' herab!“ rief er mit heimlichem Zähnelächeln, entschlossen, den Mann zu tödten, sobald er das Kind zurückgegeben. Aber auch den oben Stehenden durchdrachte der Gedanke: „Wenn Du ihm nahe trittst, bist Du verloren. Du bist in Deiner eigenen Falle gefangen.“ Ueberzeugt, daß ihm seine Rache nichts genügt habe, lachte er grell auf und stürzte sich mit dem Kinde die Felsen hinab! [R.]



Die olympischen Spiele: Empfang eines Siegers in seiner Vaterstadt. (S. 50.)

Mangelnder Schönheitskunn. — Die Verschiedenartigkeit des Geschmacks, über welchen sich bekanntlich nicht streiten läßt, erstreckt sich auch auf geistige und seelische Eindrücke und gibt sich hier bisweilen in sehr schroffer und geradezu merkwürdiger Weise kund. So wird es vielen Menschen schwer einleuchten, wie Jemand unempfindlich gegen Naturschönheiten sein könne. Und doch hat es sogar große und berühmte Männer gegeben, die in dieser Beziehung ganz stumpf und gefühllos waren. Dahin gehört z. B. der berühmte deutsche Philosoph Hegel, der im Jahre 1796 das Berner Oberland mit seinen wunderbaren landschaftlichen Schönheiten durchwanderte und dabei eine so grobhartige Unempfindlichkeit zeigte, daß er die Schweizer Berge „formlose Massen“ nannte. Noch weiter ging hierin der berühmte französische Dichter, Historiker, Philosoph, Publizist und Staatsmann Chateaubriand, der sogar ausdrücklich, nachdem er 1805 die Thäler des Montblanc besucht hatte, gegen alle Schwärmerei und Bewunderung von dergleichen Naturschönheiten protestirte und sich überhaupt die Berge nur als Hintergrund einer Landschaft gefallen lassen wollte. Auch das sonst so scharf ausgebildete Schönheitsgefühl des berühmten (1768 zu Triest ermordeten) Alterthumsforschers Johann Joachim Winckelmann, der über Schöpfungen der Kunst so einsichtsvoll urtheilte, zeigte sich den Schönheiten der Natur gegenüber so völlig unzugänglich, daß er die Tiroler Berge, welche er auf seiner Reise nach Rom zum ersten Male gesehen hatte, auf der Rückreise nicht zum zweiten Male sehen mochte. [W.]

Merkwürdige Todesart. — Noch nie hat die Phantasie eines Dichters so sonderbare und abenteuerliche Kombinationen erdacht, daß diese nicht manchmal von der Wirklichkeit doch noch überboten würden. Einen Beweis dafür kann wohl auch die höchst merkwürdige Todesart des Malers Beutemann liefern. Er war zu Rotterdam im Jahre 1650 geboren, hatte sich die todte Natur zum Gegenstand seiner Kunst gewählt und in solchen Gemälden einen bedeutenden Ruf erlangt. Als er den Auftrag erhielt, ein Gemälde anzufertigen, auf welchem Todtentöpfe und Todtentrophen, mit kostbaren Steinen geschmückt und mit Blumen und musikalischen Instrumenten gruppiert, die Eitelkeit der weltlichen Vergnügungen verkündlichen sollten, schloß er sich, um die Natur auf das Genaueste nachzunehmen, in das anatomische Museum eines befreundeten Arztes ein, in welchem eine große Anzahl von Skeletten an Eisendrahten aufgehängt und Schädel und Knochen auf Gestellen aneinander gereiht waren. Beutemann zeichnete und malte auf das Fleißigste; aber unter der Arbeit selbst überschleicht ihn eines Tages der Schlaf. Während er nun schlummert, beginnt das Erdbeben, das am 18. September 1692 für Rotterdam so verderblich wurde. Beutemann erwacht von der Erschütterung; mit Entsetzen sieht er die Todtentöpfe untereinander rollen und die Skelette mit lautem Geklapper gegen einander schwanken. Er glaubt nichts Anderes, als daß der jüngste Tag erschienen sei, und springt aus dem zweiten Stockwerk auf die Gasse hinab, wo er halbtodt liegen bleibt. Vergebens versuchten seine Freunde, ihn über die Veranlassung seiner Bestürzung aufzuklären; seine Geisteskräfte hatten sich unheilbar verwirrt und er starb wenige Tage darauf an den Folgen seines Schreckens. [S.]

Der Knoblauch ist nicht etwa bloß bei den Israeliten beliebt; auch die Südlaven und Russen, die Spanier und Portugiesen halten ihn hoch. Man findet von ihm in Galizien, Westarabien, Podolien, in der Moldau, Bukowina ganze Felder. In Odeffa bildet er einen wichtigen Marktartikel. Das scharfe, ätherische Del des Knoblauchs hat etwas Ermunterndes, Belebendes, Schweisstreibendes. Unter Weisße von Wasser durch Destilliren gewonnen, verursacht es, auf die Haut getropfelt, einen sehr empfindlichen Reiz. Kampfhähne, die man zuvor Knoblauch fressen ließ, gehen muthiger auf den Gegner los, und ebenso suchten bei den alten Römern die Anführer vor dem Beginn der Schlacht ihre Soldaten durch den Genuß desselben zu beleben und anzufeuern, so sonderbar uns dies erscheint. Auch dient er heutzutage unter der Landbevölkerung hier und da als Heilmittel gegen die Wechselfieber und gegen Viehsuchen, ferner verwendet man ihn bei Storbüt und Cholera. Freilich theilt sich sein Geruch der Milch der Kuh, ja dem Fleische und den Eiern der Vögel mit, was man gleich spürt, wenn man sie verspeist, nachdem sie kurz vorher Knoblauch gegessen. Die Vorliebe gerade der jüdischen Bevölkerung für denselben ist möglicherweise eine alte Ueberlieferung aus der Zeit ihrer ägyptischen Gefangenschaft. „Wir gedenken der Fische, die wir umsonst aßen, und der Kürbis, Pfefen, Lauch, Zwiebeln und Knoblauch,“ heißt es 4. Mos. 11, 5. Die Zwiebelgewächse wurden bei den alten Egyptern sogar göttlich verehrt, und zur Zeit der Kreuzzüge, nach der Eroberung von Damiette im Jahre 1218, grämten sich ägyptische Gourmands fast zu Tode, weil ihnen bei allem Ueberfluß an Getreide doch die Zwiebel und der Knoblauch fehlten. Da er beim Aufhängen in freier Luft schwarz anläuft, so meint man, daß er das Böse anziehe, und trägt ihn daher zum Schutz gegen Krankheit, Gift, Zauberei, Bekehrung als Amulet bei sich; so bei Neugriechen, Lirten, Polen, Serben, Walachen u. [Dr. M. B.]

Eine Stiefelsammlung. — Noch heute lesen wir mit Entrüstung von dem Glanz und Luxus und der maßlosen Geldverschwendung, welche der kurländische Premierminister Graf v. Brühl unter August III., Kurfürsten von Sachsen und König von Polen (1696 bis 1763) trieb, wodurch die Staatsschuld von 20 auf 100 Millionen vermehrt und das Land von Steuern fast

erdrückt wurde. Nicht nur, daß er die kostbarsten Paläste und Gärten für sich errichten ließ, allein zu seiner Bedienung an 200 Bediente, Pagen und Kammerherren brauchte und eine Tafel führte, welche täglich mit 30, oft sogar mit 80 bis 100 Schüsseln besetzt war, er frähte auch in seiner Kleidung einer geradezu unsinnigen Verschwendung. Wie ein sächsischer Kammerherr aus jener Zeit, Herr v. d. Goltz, erzählt, pflegte Brühl seine Kleidung nie öfter als zweimal anzulegen und — hob sie dann sorgfältig auf. Die Sammlung von Fracks, Hüten, Westen, Stiefeln u. zeigte er zuweilen seinen Gästen. Einst wanderte er in seiner Sammlung mit dem englischen Gelehrten umher, der seiner Verwunderung über die Reichen von Zeugnissen modischer Laune Ausdruck gab und endlich vor einem Schrank, in welchem viele Duzende emeritirter Stiefelpaare geordnet waren, ausrief: „Nun wundere ich mich nicht, daß das ganze niedere Volk Polens barfuß geht, da ich seine Fußbekleidung bei dem Minister sehe.“ — Nach dem Tode des allmächtigen Ministers enthielt sich bekanntlich der ganze Jammer seiner Wirtschaft. Als er 1763 starb, ergab sich, daß er mehr als 5,300,000 Thaler veruntreut hatte. [H.]

Die chinesische Erziehung. — In dem „Reiche der Mitte“ liegt dem Lehrer nicht allein der Unterricht, sondern auch die Erziehung seiner Schüler ob. Er muß sie daher stets auch im guten Benehmen unterrichten und ihnen die Regeln des Anstandes und der Höflichkeit beibringen. Die Methode, um Kinder das Lesen zu lehren, ist folgende: Das Buch wird aufgeschlagen und der Lehrer fängt ohne Weiteres zu lesen an. Die Schüler, deren jeder sein Buch vor sich hat, sprechen dem Lehrer Wort für Wort nach, die Augen unverwandt auf das Buch geheftet und mit dem Zeigefinger den Worten folgend. Es wird nur eine Zeile gelesen und diese so lange wiederholt, bis die Schüler sich die Aussprache eines jeden Zeichens gemerkt haben und ohne den Lehrer die Zeile lesen können. Nun müssen sie das Gelesene auswendig lernen. Dies thun sie mit lauter Stimme, indem sich jeder laut seine Aufgabe vorliest, bis sie sich seinem Gedächtnisse eingepägt hat. Wer damit fertig ist, geht zum Lehrer hin, legt sein Buch vor denselben auf den Tisch, kehrt ihm den Rücken zu und sagt so seine Aufgabe her. Dann nimmt der Lehrer die nächste Zeile vor und fährt in der Weise fort, bis das ganze Buch auswendig gelernt ist. Außer dem Lesen der Schriftzeichen wird in diesen Anfangsschulen nur noch das Schreiben gelehrt. Die Schüler bekommen eine Vorchrift vom Lehrer, zuerst mit den einfachsten Zeichen von wenigen Strichen, bis sie allmählig die mehr zusammengesetzten schreiben lernen. Diese Vorchriften werden unter das Papier gelegt, auf das der Schüler schreiben soll, und von demselben mit dem Pinsel nachgezeichnet. Da die Chinesen sich zum Schreiben fohlschwarzer Tusch bedienen und ihr Schreibpapier ungemein dünn und durchsichtig ist, so liegen die feinen und starken Striche der Vorchrift ganz deutlich vor den Augen des nachschreibenden Schülers. [H.]

Die Photographie ist jetzt schon selbst in die entlegensten Thäler des Hochlandes gedungen. Wie sehr man sich daselbst dieser Neuerung bemußt ist, beweist die heitere Episode, daß ein oberbairischer Bauernburche beim Anblick der Photographie einer auf der landwirthschaftlichen Ausstellung preisgekrönten Kuh ausrief: „Na! na! so 'ne Hofart — jetzt läßt si a (auch) schon 's Vieh photographiren!“ [Dr. M. B.]



Herr Meister, ich möchte schönstens um eine Lohn erhöhng gebeten haben.
— Ja, kommt Ihr denn mit Eurem Lohn nicht aus?
O ja, ich komme wohl aus, aber immer zu früh.

Zweifelbige Charade.
Zwei Namen gibt es, so unschuldig
Wie keine auf dem Erdenrund;
Wie keine auf dem Erdenrund;
Den ersten trägt Du ganz geduldig,
Mit ihm getauft durch Priesters Mund;
Der zweite nennet eine Speise,
Willkommen Dir und auch gesund;
Heißt man Dich aber auch nur leise
Das Ganze, wirst Du furchtund.
[Wolff Nagel.]

Auflösung folgt in Nr. 14.



Auflösung folgt in Nr. 14.

Auflösung des Logogriffs in Nr. 12: Schwindel, Schwind.

Alle Rechte vorbehalten.
Verlag der Buchdruckerei des „Südnarrischen Lloyd“,
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Hermann Schönlein in Stuttgart.